

# Lou Andreas-Salomé und Rainer Maria Rilke – ihre Reise(n) nach Russland

Heidi Gidion

»Wer ergründet das Dunkel der letzten  
Nähe und Ferne vor einander!«  
(L 1974, 146)

Reisen nach Russland hatte es für Lou Andreas-Salomé schon lange gegeben. Seit ihrer Übersiedlung nach Deutschland war sie jedes Jahr oder jedes zweite nach St. Petersburg gefahren, zur Mutter und zu den Bruderfamilien. 1895 war die Freundin Frieda von Bülow ihre Begleiterin; in den darauf folgenden Jahren hatte sie sich dort mehr als zuvor mit russischen Literaten und Schriftstellern, wie z. B. Turgenjew, bekannt gemacht und sich der Lektüre russischer Autoren gewidmet. Aber St. Petersburg war seit seiner Gründung durch Peter den Großen bekanntlich »das Fenster nach Westen«, und Lou Andreas-Salomé charakterisiert ihre Geburtsstadt so:

»St. Petersburg – diese anziehende Vereinigung von Paris und Stockholm wirkte trotz seiner kaiserlichen Pracht, seinen Rentierschlitten und illuminierten Eishäusern auf der Newa, seinen späten Frühlingen und heißen Sommern, rein international.«  
(L 61) Allerdings vergisst sie nicht hinzuzufügen, dass ihre Familie zwar deutsch sprach, sich aber durchaus als Russland Zugehörige fühlte.

Eine Reise nach Russland im emphatischen Sinn jedoch ergab sich erst nach dem Mai 1897 aus ihrer Verbindung mit Rainer Maria Rilke, dem 14 Jahre Jüngeren, der sich ebenfalls schon des längeren enthusiastisch mit russischer Literatur befasst hatte.

Im folgenden werde ich einiges von dem wiedergeben, das mir signifikant erscheint an den Mitteilungen von Lou Andreas-Salomé über ihrer beider Reise im Jahre 1900, vom 9. Mai bis 22. August; diese folgte auf ihre kürzere erste gemeinsame Reise im Jahr davor, an der Carl Friedrich Andreas teilnahm und die außer zwei Wochen in Moskau wiederum nicht über St. Petersburg hinausgeführt hatte. Auf einige der Spuren der Reise im Werk beider kann ich aus Zeitgründen nur hinweisen – alles in gebotener Kürze.

Zu finden waren Darstellungen der Reise bisher vor allem in Passagen aus dem publizierten Briefwechsel von Lou Andreas-Salomé mit Rilke sowie in ihrem kurz nach seinem Tod verfassten Gedächtnisbuch für ihn. Zweifellos am ergiebigsten sind die beiden Kapitel im »Lebensrückblick« von Lou Andreas-Salomé, betitelt »Das Erlebnis Russland« sowie »Mit Rainer«. Zu letzterem gehört der Nachtrag von 1934, der beginnt »April, unser Monat, Rainer«. In ihm spricht sie den (seinerzeit längst verstorbenen) Rilke direkt an: »Die folgenden Jahre nanntest du mit Recht unsern Aufenthalt in Russland – das wir noch gar nicht betreten hatten. Und im Rückblick darauf erscheint mir eben dieser Umstand als etwas Zauberhaftes daran. Denn er erst ermöglichte uns, in all das, was uns Russland hieß, uns in jeder Hinsicht zu vertiefen: auch in ganz exakte Studien und geduldige Vorbereitungen [...]. Bereits war es so, als ob wir jegliches mit Händen faßten, leibhaftig.« (L 141)

Aufmerken lässt ihre Formulierung: »was uns Russland hieß«; da spricht sie klar aus: Rilke und sie verliehen Russland die Bedeutung, die sie als entscheidend wichtig erachteten für sie selbst.

Nur erinnert sei daran, dass sie damit eine in der Kultur der Jahrhundertwende verbreitete slavophile Tendenz in Europa teilten: nämlich sich russischer Literatur und Dichtung zuzuwenden als Zeugnissen des »Einfachen und Ursprünglichen«.

Man vereinfachte die komplexe russische Kultur, um sie entschieden dem Westen entgegensetzen zu können – einem Westen, der schon damals, um die Wende zum vor-vorigen Jahrhundert, von Kulturkritikern gesehen wurde als dekadent – in Fortschrittsekstase, säkularisiert, technik-besessen, zivilisatorisch verflacht. Der Osten sollte diesem erstarrten Westen frisches Leben zuführen. In diesem Sinne war es auch für die beiden Reisenden vor allem anderen das ländlich-orthodoxe Altrussische, auf das sich ihre Erkundungen konzentrierten.

Der russische Herausgeber des Bandes »Rilke und Russland« Konstantin Asadowski referiert, wie die russischen Bekannten der beiden Reisenden in Moskau – z. B. die Freundin Sofja Schill – sie immer wieder hinwiesen auf die elenden Lebensumstände der fest in der Orthodoxie verankerten Landbevölkerung, auf ihre Verkommenheit in Trunksucht und Aberglaube, – dass diese Versuche aber abprallten am unbeirraren Willen der Reisenden, auszublenden, was nicht ihrem idealisierten Bild vom russischen Volkscharakter entsprach: in Geduld und Leidenschaft geprägt von der Religiosität der Vorfahren. »Das Russische« war ihnen von vornherein eine fest umschriebene Größe mit einzig positiven Konnotationen, wie sie noch im Kapitel »Das Erlebnis Russland« im »Lebensrückblick« auftauchen als Inbegriff naturnaher Ursprünglichkeit, sofern es nicht durch westliche Einflüsse verfälscht worden sei.

Der sprachbegabte Rilke brachte es mit seinem konsequenten Erlernen des Russischen innerhalb eines Jahres dazu, Wort für Wort zu verstehen und sogar Gedichte auf russisch zu schreiben – wenn es mit dem Sprechen auch noch haperte. Das galt auch für Lou Andreas-Salomé. Ihr war das Russische als Klang und Schrift vertraut, sie konnte es lesen und verstehen und frischte vieles wieder auf; eine volle Beherrschung des Russischen sprechen ihr jedoch Asadowski und Stéphane Michaud ab, trotz

ihrer Kontakte mit russischen Literaten, da sie ja in Petersburg mit Mutter und Bruderfamilien nur Deutsch sprach.

Es dauerte fast hundert Jahre, ehe zu lesen war, was Lou Andreas-Salomé von der Reise in ihrem Ablauf festgehalten hat – nicht über Jahrzehnte rückblickend wie in den eben genannten autobiographischen Texten, sondern ohne großen zeitlichen Abstand: nämlich in ihrem Reisejournal, das sie jeweils aus ihren Tagesnotizen auswählend seinerzeit verfasst hatte. Sein Erscheinen verdankt sich der Zusammenarbeit von Stéphane Michaud, dem Verfasser der detailliertesten Biographie, »Lou Andreas-Salomé – l'alliée de la vie«, Paris 2000, mit Dorothee Pfeiffer. So ist das Journal bemerkenswerterweise zuerst in Frankreich erschienen, 1992 in seiner Übersetzung auf Französisch: »En Russie avec Rilke 1900«. Erst sieben Jahre später, 1999, erschien es im Original – auch äußerlich dem originalen kleinen Büchlein angenähert – in der Marbacher Bibliothek bei der Deutschen Schillergesellschaft Marbach.

Dieses Journal beschert die Chance zu aufschlussreichen Vergleichen und Entdeckungen: Vergleichen etwa mit den Jahrzehnte später verfassten Rückblicken auf dieselbe Zeit, sowie Entdeckungen der vielfältigsten Spuren der Reise in den narrativen Texten der Autorin – die reichen von genauer Wiederholung auch scheinbar unbedeutender Züge, von entsprechenden Beobachtungen und Empfindungen, auf die fiktiven Personen verteilt, bis zu Szenen und Motiven, ausgebauten und vertieften, ähnlichen oder auch signifikant abgewandelten: Das Journal als Steinbruch, als Sammlung von Keimzellen fürs spätere erzählende Werk – ein weites Feld, dessen akribische Beackerung schöne Früchte verspricht.

Da das Reisejournal für uns gleichsam eine Neuerscheinung ist, sei es kurz vorgestellt.

Es nennt durchaus nicht alle, sondern nur einige Stationen der Reise und stellt heraus, dass diese in ihrer Folge einen Kreis

schlagen: Nach intensiven, ausgedehnten Besichtigungen im unerschöpflichen Kreml, in Museen und Galerien in Moskau geht es zunächst südwärts nach Tula, zu ganz kurzem Besuch zu Tolstoi auf sein Gut Jásnaja Poljána, wo sie diesmal, im Unterschied zu ihrer ersten Begegnung mit ihm vor einem Jahr, ihr Berührtsein von seinem »vergeistigten, rührend erschütternden« Anblick festhält, den Eindruck von »Einsamkeit und Hin-fälligkeit«. Auf Tolstoi und seine volksaufklärerischen Intentionen kommt sie mehrfach zu sprechen, durchaus auch kritisch. Tolstoi, der im Alter über seine einzigartige Roman-Kunst »das Verdammungsurteil« gesprochen habe – ihm hatte sie schon 1898 einen leidenschaftlichen Aufsatz gewidmet, publiziert in der Neuen Deutschen Rundschau (»Leo Tolstoi, unser Zeitgenosse«, AuE3.2) und darin bekannt, dass für sie seine »parado-xale Riesenpersönlichkeit« »eines der interessantesten und selt-samsten Menschenprobleme, die es je gegeben« ausmache. Die Gestalt Tolstois sei für Rilke und sie »gewissermaßen das Ein-gangstor zu Russland« gewesen, wird sie dreißig Jahre später schreiben (L 117). – Die nächste Station ist weiter südlich Kiew, das sie hier eher kritisch beurteilt als vergrößstädtert, das berühmte Höhlenkloster verdunkelt auch von Priesterhabgier. Von dort per Schiff auf dem Dnjepr in nordöstlicher Richtung, und endlich mit langen Bahnfahrten von Klein- nach Großruss-land, bis zur Wolga. Die einwöchige Schiffsreise auf ihr ist ein Höhepunkt. (Das einzigartige Gefühl des Dahingleitens durch die rechts und links aufsteigende Uferlandschaft grundiert förmlich mimetisch ihre Erzählung »Wolga« [IZw]). Dann ging es allmählich zurück nach Nordwesten, zurück nach Moskau und anschließend weiter nach St. Petersburg.

Die Darstellung wirkt spontan, unausgewogen, mit oft abrupten Blickveränderungen, beispielsweise von genau beschriebenen Gemälden alter und zeitgenössischer Künstler zu deren trockenen sachlicher, listenhafter Aufzählung, von Beschreibungen

alter russischer Kirchenbaukunst (in die sie sich förmlich eingearbeitet hat) immer wieder zu ausführlichen Reflexionen vor allem zur Religiosität des russischen Volkes, »das Jesus, so ganz undogmatisch, als einen Seinesgleichen liebt, instinktiv fühlend, dass es selbst viele Jesus-Eigenschaften besitzt, die ihm das Christentum mit dem Russenthum so innig verschmelzen helfen.« (RmR 44) Das entspricht ihrer beider Auffassung von Jesus nicht als dem Gottessohn Christus, sondern einem tief religiösen Juden, der zum Märtyrer wurde. Durchgehalten ist die große Sympathie zu allem »Urrussischen« im Kontrast zum »Westlichen«, und diese wertende Entgegensetzung trifft sie etwa im Hinblick auf die Ursprünge des Kirchenbaus dort und hier und sogar auf Eigenarten der Landschaft, die ihr »am russischsten« erscheint von Pilgern belebt mit Birken und stillen Weihern.

Das heterogen Wirkende der Aufzeichnungen vermittelt den Eindruck, im Wechsel der Töne seien die Wechsel ihrer jeweiligen Befindlichkeiten wiedergespiegelt – die Schreiberin rechnet beim Aufschreiben offenkundig nicht mit Mitlesenden, verfasst sie sowohl als Erinnerungsstütze wie, allmählich immer dominanter: zur Selbstverständigung über Prozesse, die sie in ihrem eigenen Inneren wahrnimmt.

Es ist ein Dokument, das in seiner Vielgestaltigkeit unterschiedliche Lesarten zulässt, die einander nicht ausschließen, sondern ergänzen. Stéphane Michaud stellt sein Vorwort der französischen Ausgabe unter den Titel »Lou Andreas-Salomé ou l'appel des origines«, und in der Tat wird das Motiv der Heimat zentral. Brigitte Kronauer benennt mit dem Titel zu ihrem Vorwort der deutschen Ausgabe: »Die Ikone als Heimat und umgekehrt« das Dingsymbol, das für die Aufzeichnungen ebenfalls zentral ist, die Ikonen in den altrussischen Kirchen. Und zwar die vom Alter gebräunten, ganz dunklen, fast schwarzen.

Es ist höchste Zeit, jetzt die Art und Weise zu beachten, in der vom Reisegefährten die Rede ist im Reisetagebuch. Nämlich gar

nicht. Das offensichtlichste Auffallende ist, dass sein Name nur ein einziges Mal auftaucht, nämlich im Titel des Büchleins: »Russland mit Rainer«, dann im gesamten Text nicht mehr, außer einem einzigen Mal abgekürzt zu »R.« an belangloser Stelle. Was besagt das? Ich betrachte die Aufzeichnungen als Text und erkläre mir das Phänomen so: Rainer Maria Rilkes Mitgegenwärtigkeit erscheint der Schreibenden als etwas Selbstverständliches; sie ist aufgehoben im *Wir* und manifestiert sich im *Wir*, das der Text wieder und wieder benutzt im Aufzeichnen all dessen, was ihnen beiden Russland bedeutet. –

Aber:

Das *Wir* wird nicht durchgehalten, und da wird es interessant.

In dem Maße, in dem Lou Andreas-Salomé überwältigt ist von Gefühlen der Heimkehr, seit einer bestimmten Strecke der Schiffsreise auf der Wolga, geht es nur noch um sie selbst und das, was Russland *ihr* bedeutet. Ich lese stellvertretend für einige andere einen längeren glücklichen Absatz aus dem Reisejournal unter dem Namen des Dampfers »Alexander Newski«:

»Eine wunderbare momentane Windstille macht das Sitzen hart am Bug vorn möglich.– Die Wolga gleicht hier, wie so oft, kaum mehr einem Fluß, so Meer-artig und weit umfange ist sie. Vielleicht hängt sogar damit ein kleiner Theil dessen zusammen, was ich als ihren stärksten, erschütternden Reiz empfinde [...], die Mischung von Intimität und Weite. Manchmal so weit wie Meer und Steppe und Waldebene, manchmal so unsäglich intim mitten in diesem drin durch jeden ihrer Einzelzüge und durch das ergreifend schöne Hineinpassen des Bauern, der Telega<sup>1</sup>, der Isba<sup>2</sup>, in ihren Rahmen. Es ist dies Nämliche, was für mich den russischen Menschen ausmacht:

---

<sup>1</sup> Pferdekutsche (Anmerkung der Verfasserin).

<sup>2</sup> Blockhütte aus Birkenstämmen (Anmerkung der Verfasserin).

die Mischung von Temperament und spontaner einfacher Wärme mit vorurtheilsloser Weite und hingerissener Sachlichkeit, die alles Sentimentale wie Pflichtmäßige abschneidet und darum so breit wirkt, wie alle Dinge an sich selbst. Und in diesem Menschentypus wie in diesem Landschaftstypus tauchen mir so viele Kindheitserinnerungen auf! Ist so viel Heimkehr! Wie ein Schmerz wird dadurch das Hinweggleiten der Landschaft, wie ein fortwährendes Abschiednehmen der rasche, tiefe Gruß an jedes Ufer.« (RmR 76)

Kein *Wir* mehr – sondern eine offenbar nicht geteilte eigene tiefe Erfahrung des Ich. Später resümiert die Tagebuchschreiberin: »Und groß und weit, mit einem überschauenden Blick begreift man dann, was die Reise im Grunde gewesen. Für mich ein Anderes, Besonderes, das ich nicht erwartet hatte – das ungerufen daherkam und mich an der Hand nahm.« (RmR 89) Sie schreibt: »Für mich ein Anderes« – logisch verlangt das nach dem Vergleichsnamen, der hinzuzufügen ist: Für mich ein Anderes – als für Rainer. Denn dieses entsprach nicht ihren gemeinsamen Vor-Urteilen über Russland, es bestätigte nicht ihre intensive Vorbereitung zu zweien auf die altrussische Kunst und Geschichte. Der überwältigende Eindruck des Heimkommens war nichts gemeinsam mit Rilke geplant Unternommenes, sondern ein ihr allein ganz unvermutet Geschenktes.

Sie ruft sich dann selbst die Voraussetzung dieser Heimkehr in Erinnerung, nämlich das Verlassen Russlands – und sie bedenkt es gegen Ende des Journals noch einmal, so wichtig ist es ihr:

Dass ihr erster Lehrer, der entschieden westlich orientierte holländische Theologe Hendrik Gillot ihre »Entrussung« bewirkt habe – und dass sein Einfluss erst hier abgelöst worden sei durch das, was sie »die Lehren der Wolga« nennt: »Wie Gillot mich aus meiner angestammten Heimath in die Welt eignert



Möglichkeiten und Entwicklungen hinein riß, so kehre ich aus ihnen jetzt heim in die Hingebung an das, was ungeachtet meiner, am Leben gereift ist, und unsäglich schön ist es, dass das hier, in meiner Heimath, geschah, - [...]. Unsäglich schön ist das daher, weil man in solchem Erfahren in der That der Kindheit wieder viel näher tritt. Denn in ihr sind wir noch nicht so subjektiv in zugespitzter Weise, - viel mehr verflochten mit allem, was sich von uns noch nicht gelöst hat [...].« (RmR 92) Mit dem Wieder-Annähern an die Kindheit stellt sich auch die Erinnerung an den in ihrer Jugend, gerade in der Gillot-Phase, verstorbenen Vater ein, dessen Wesen sie erst durch die Reise aufzufassen gelernt habe - sein Wesen, »das so viel von der russischen Einfalt und der russischen Größe besaß« (RmR 142).

Das schreibt Lou Andreas-Salomé unter der Ortsangabe »Rongas«, dem Ferienort ihrer Familie in Finnland. Dass sie inzwischen Russland verlassen hat, war schon hervorgegangen aus der Überschrift »Finnland. Nachtrag« über den ausführlichen Erinnerungen an den gerade eben besuchten Gutshof des Grafen Nikolai Tolstoi (einen entfernten Verwandten von Leo Tolstoi) und seiner Mutter, der herrscherlich betenden Bábuschka. Diese Partien wirken in ihrer eindringlichen Anschaulichkeit wie eine Keimzelle für eine künftige Erzählung (die sie denn ja auch kurz darauf in Angriff nehmen wird unter dem Titel »Ródinka. Eine russische Erinnerung«). Anschließend stellt sie Erörterungen über Erkenntnistheoretisches an, das in keinem erkennbaren Zusammenhang mit dem Ablauf der Reise steht; sie wirken wie Ansätze zu künftigen Essays. Der Eindruck teilt sich mit, dass die Schreiberin die Reise schon hinter sich gelassen hat, dass sie längst ganz woanders ist. Und dann, abrupt, beendet sie das Journal »Russland mit Rainer« mit dem folgenden Absatz auf der letzten Seite, unter der Datumsangabe »Altjahrsabend«, also geschrieben vier Monate nach Reise-Ende:

»Was ich will vom kommenden Jahr, was ich brauche, ist fast nur Stille, – mehr Alleinsein, so wie es bis vor 4 Jahren war. Das wird, muß wiederkommen. Im Übrigen blicke ich heut nur zurück, auf das Erlebnis von 1900 für mich, auf Russland.« Ich kürze das Zitat ab. Der Satz: »So wie es bis vor 4 Jahren war«, ist wieder zu ergänzen: bevor Rainer kam und nicht mehr von meiner Seite wich.

Wirklich abrupt ist dieser Abschluss nur scheinbar. Er hat sich – darauf weist auch Michaud hin – lange vorbereitet in dem Verschwinden des Reisebegleiters, des *Wir*, aus den Reise-Aufzeichnungen. Dieser lakonische Abschluss ist authentischer Ausdruck eines Prozesses.

Diesen Prozess führt sie erst nachträglich aus, und zwar im Zusammenhang des Jahrzehnte später verfassten »Nachtrags« im »Lebensrückblick«: Nach Rilkes Wunsch und Willen sollte ihr enges Zusammenleben der vergangenen Monate einmünden in eine entschiedene Fortdauer. Aber auf Lou Andreas-Salomé hatte zuletzt seine sich auf der Reise steigernde psychische Labilität wie erstickend gewirkt, vor allem seine Panik-Attacken, sobald ihm das Schreiben nicht gelang. Sie fuhr, offenbar ohne vorherige Aussprache, zu ihrer Familie ins Sommerhaus nach Finnland. Das heißt: Sie ließ Rilke für über drei Wochen zurück in Petersburg, von wo aus er sie mit flehenden, täglichen Briefen an seiner Verlassenheit teilhaben ließ. Doch genau das verstärkte in ihr den Entschluss zur Loslösung. Einige Monate später schickte Rilke ihr als Antwort auf ihren Abschiedsbrief ein dreistrophiges Gedicht, dessen letzte Strophe lautet:

Warst mir die mütterlichste der Frauen,  
ein Freund warst Du, wie Männer sind,  
ein Weib, so warst Du anzuschauen,  
und öfter noch warst Du ein Kind.  
Du warst das Zarteste, das mir begegnet,  
Das Härteste warst Du, damit ich rang,  
Du warst das Hohe, das mich gesegnet –  
Und wurdest der Abgrund, der mich verschlang.  
(L 279)

Das Schlussbild entsprach gewiss seinem damaligen Verlustschmerz. Lou hatte seine Ängste immer zu beruhigen gewusst – und sie würde das auch, nach einer Pause von zweieinhalb Jahren, immer weiter tun, liebevoll, geduldig, therapeutisch, bis zum Ende seines Lebens 1926. Das bezeugt beeindruckend ihr Briefwechsel. Auch nach Göttingen, wohin sie 1903 mit ihrem Mann gezogen war, kam er zu Besuch. Sie blieben einander verlässlich befreundet. –

Aber hier kann noch nicht Schluss sein.

Nimmt man nach der Lektüre des »Reisejournals« nun noch einmal – wie zum ersten Mal – den »Lebensrückblick« zur Hand, und darin den »Nachtrag von 1934« zum »Rainer«-Kapitel vor den eben genannten Abschiedspassagen, so stellt sich ein großes Staunen ein: Erst jetzt, schon lange nicht mehr bedrängt von allzu viel Nähe, fasst sie in ergriffene Worte das, was einmal wirklich war: das ganze Ausmaß ihrer beider Intimität, erst jetzt benennt sie es: »ein zweisames Ineinanderleben [...], bei dem uns alles gemeinsam war«. So spricht sie jetzt den toten Freund dann auch auf die Reise nach Russland an:

»Denke ich daran, so möchte ich lebenslang Dir und mir davon weitererzählen, als erführe sich daran erst, erstmalig, was Poesie sei – nicht werkhaf, sondern leibhaft, und eben dieses sei des Lebens ›Wunder‹. Was als ›Gebet‹ fast absichtslos in Dir

emporstieg, mußte dem Menschen neben Dir unvergeßliches Offenbarwerden bleiben bis ans Ende seiner Tage.« (L 143)

Was sie an Ort und Stelle mit Schweigen übergeht, zugespitzt: Was sie förmlich totschweigt, das will und kann Lou Andreas-Salomé im Abstand von über dreißig Jahren rückblickend noch einmal zum Leben erwecken. Und auch diese Darstellung ist authentischer Ausdruck ihrer jetzigen Befindlichkeit: Seinerzeit nicht protokolliert – dennoch »unvergesslich« bis ans Ende ihrer Tage. »Gebet« – das meint die Gedichte von Rilkes späterem »Stunden-Buch«, von dem seinerzeit noch keine Rede sein konnte; seinerzeit waren die Gedichte einzig für die Reisefährtin bestimmt. Jetzt kann sie auch den Unterschied in ihrer beider Russland-Erleben sachlich auf Begriffe bringen: »Und es erfuhr keinen Abstrich dadurch, dass für mich am Empfangenen etwas anderes dahinterstand als bei Dir: die einfache Wiedersehensfreude, die beglückend vervollständigte, wozu meine frühe Übersiedlung ins Ausland mich nicht mehr in der russischen Heimat hatte kommen lassen.« (L 142) Bei ihm hingegen sei es »der schöpferische Durchbruch, die Wendung in Dir als Dichter« gewesen.

Trotz einiger von ihr verfassten Gedichte im »Reisejournal« – als Dichterin hat sich Lou Andreas-Salomé nie verstanden. Mit desto mehr Bewunderung hat sie Rilkes Dichtungen seit 1900 wahrgenommen, anerkannt und ermutigt.

In seiner endgültigen Form –1905 mit der Widmung »Gelegt in die Hände von Lou« als Insel-Buch erschienen und Rilkes dichterischen Ruhm begründend – enthält das »Stunden-Buch« drei Bücher, von denen nur die ersten beiden in enger Beziehung zu Russland stehen: »Das Buch vom mönchischen Leben« und »Das Buch von der Pilgerschaft«. (Der dritte Teil, »Das Buch von der Armut und dem Tode«, verdankt sich Rilkes Kontrasterfahrungen in Paris.) Das »Stunden-Buch« ist ein Gedicht-

kreis, der schon mit seinem Namen die Tradition des Breviers aufnimmt.

In einführender Aufmerksamkeit analysiert Lou Andreas-Salomé im »Nachtrag« rückblickend die Verfassung, aus der heraus Rilke diese Gebete geschrieben habe:

»Rainer übernahm ihn, diesen Gott, weder Historischem noch Kirchlichem seiner neuen Umgebung – er bog in Russlands Geschichte seine eigensten Nöthe und Andachten ineinander, bis es in Nothschrei und Lobpreis sich ihm entriss und Gebet wurde.« Schicksalsergebenheit habe er dort gelernt, und ausgedrückt habe er mit den Gebeten auch die Dankbarkeit dafür, dass dem russischen Volk »Gott« hieß, was keine hochthronende Macht war, sondern eine »Obhut der Nähe«. Diese Wortprägung von Lou Andreas-Salomé ist es wert, einen Augenblick bei ihr zu verweilen: Obhut der Nähe – die begegnete Rilke in der Glaubensinbrunst der Pilger: kein ferner verborgener Gott, kein *Deus absconditus*, sondern der »in der linken Achselhöhle wohnhafte« russische Gott Leskows (dem Lou Andreas-Salomé schon 1898 in der Vossischen Zeitung im Zusammenhang mit der Ikonen-Darstellung einen Aufsatz gewidmet hatte: »Das russische Heiligenbild und sein Dichter« [AuE3.2]). Zugleich aber werde dieser Gott in Rilkes Sicht erschaffen vom betenden, kreativen Künstler – eine Vorstellung, die Rilke in ein Gebet umgesetzt hat, das Intimität und hohe Reimkunst verbindet:

Was wirst du tun Gott, wenn ich sterbe?  
Ich bin dein Krug (wenn ich zerscherbe?)  
Ich bin dein Trank (wenn ich verderbe?)  
Bin dein Gewand und dein Gewerbe,  
mit mir verlierst du deinen Sinn.

Nach mir hast du kein Haus, darin  
Dich Worte, nah und warm, begrüßen.  
Es fällt von deinen müden Füßen  
Die Samtsandale, die ich bin.

Dein großer Mantel lässt dich los.  
Dein Blick, den ich mit meiner Wange  
Warm, wie mit einem Pfühl, empfangen,  
wird kommen, wird mich suchen, lange –  
und legt beim Sonnenuntergange  
sich fremden Steinen in den Schoß.

Was wirst du tun, Gott? Ich bin bange.

Der Gott des »Stunden-Buchs« verweigert sich als beseelter Pantheismus jeder orthodox-religiösen Auslegung.

Zum Schluss sei noch kurz an einem besonders handlichen Beispiel zumindest angedeutet, wie unterschiedlich bei gleicher Faszination beide Reisende in ihren Darstellungen der *Ikonen* aus den altrussischen Kirchen vorgehen.

Rilke identifiziert sich mit einem russischen Mönch, einem Ikonenmaler, und lässt ihn sprechen:

Ich habe viele Brüder in Soutanen  
Im Süden, wo in Klöstern Lorbeer steht.  
Ich weiß, wie menschlich sie Madonnen planen,  
und träume oft von jungen Tizianen,  
durch die der Gott in Gluten geht.

Doch wie ich mich auch in mich selber neige:  
Mein Gott ist dunkel und wie ein Gewebe  
Von hundert Wurzeln, welche schweigsam trinken.  
Nur, dass ich mich aus seiner Wärme hebe,  
mehr weiß ich nicht, weil alle meine Zweige  
tief unten ruhn und nur im Winde winken.

Lou Andreas-Salomé identifiziert sich nicht. Und ihre Sprache teilt mit: Sie ist der Mündlichkeit verpflichtet. Ihr ist es nicht darum zu tun, Kunst zu erzeugen. In den szenischen Partien ihrer Erzählungen räumt sie immer auch der jeweiligen Gegenposition, dem Widerspruch, einen Platz ein. So zu Beginn des Romans »Ma« dem Spott der jungen Studentin über die feierlich ausgefahrene wundertätige »Iberische Mutter Gottes«, die am meisten verehrte Ikone Moskaus, die auch in der ersten Aufzeichnung des Reisejournals genannt ist. Oder in der großen Erzählung »Ródinka«, ihrem am umfanglichsten und intensivsten von der Reise geprägten narrativen Text (kurz nach der Reise verfasst, publiziert erst 1923, und zwar mit der Widmung »An Anna Freud, ihr zu erzählen von dem, was ich am tiefsten geliebt habe«): Da lässt sie Margot/Musja, die junge deutsche Besucherin auf dem russischen Gut, zweifelnde Fragen an den ältesten Sohn des Hauses richten. Sie drückt damit die Befremdlichkeit der Ikonenkunst für Augen aus, die an die farbenfrohe Madonnenmalerei etwa der Renaissance in Italien gewöhnt sind, auf die ja auch Rilkes Mönch anspielt:

»Eure Ikone sind ja so dunkel – fast schwarz, es ist ganz schwer, sie gernzuhaben.« [...] »Schwarz?« »ja, wie sollten sie nicht schwarz sein, alt wie sie doch, Gott sei Dank, sind, und die ältesten, die heiligsten. – Nein, höre, Musja, du suchst doch nicht etwa die Dreistigkeit westländischer Maler, die wahrhaftig wagen, den Herrgott und seine Mutter schön hin-

zumalen – so natürlich – wie unsereinen auch? Nein, das waren ja durchaus nur Heiden«, versicherte er mit großer Seelenruhe.« (Ro 1985, 62ff.)

Später vertieft er seine Argumentation:

»Euer Hochmut wähnt ja nur, all dies sei entbehrlicher Aberglauben. Wir sind aber an Sichtbarkeit gebunden! Fühlst du denn nicht den Ikon als die einzig mögliche Lösung: Gott schauen, indem man ihn sichtbar zu schauen verzichtet? Ein paar feierlich starre Linien in streng vorgeschriebener, der Phantasie, der Willkür entrissener Gewalt – ein Fingerzeig, ein Hinweis: *Dahinter* wandelt Gott vorüber. Ein dunkles Antlitz, eine segnende Hand – Unsichtbares, Nichtauszusagendes angedeutet wie einen immer gegenwärtigen Geisterzug – das Höchste, wovon wir wissen, umschrieben mit den ungelänglichsten Buchstaben, damit wir es ganz wissen: ›Gott sei Geist«. « (Ro 63)

Einen instruktiven Vergleich ergäbe noch die Art und Weise, in der Rilke die übergroße Ikone der Znamenskaja aus der Sophienkirche in Kiew in ein Gedicht überführt (wieder identifiziert er sich mit dem Madonnenmaler [vgl. Asadowski 1986, 474f.]), während Lou Andreas-Salomé Musja wenig beeindruckt sein lässt von der »erschlagenden Feierlichkeit« des Mosaiks und sie bei sich denken lässt:

»Ich starrte in die Kirchenwölbung mit der ungeheuren Snamenskaja-Gottesmutter auf Goldmosaik über umlaufendem reizenden Friesmuster. In Brusthöhe sitzt ihr, ein Riesenmedaillon, das Christkind ganz von selbst fest, während sie ihre Hände frei, steil geöffnet, die Innenseiten flach nach außen gekehrt, wie in magischer Gebärde in die Höhe hält.« (Ro 56f.) Diese archaische symbolische Haltung beider Hände löst in Musja sogar ket-



zerische Gedanken aus: »Sie, die nicht einmal ordentlich ihr Kind festhält – grad wie in Zauberkunststücken, wenn man die Hände hoch vorzeigt: Seht, was ich kann.«

Die Auseinandersetzung setzt sich lebhaft fort, ich breche sie hier ab. –

Im »Lebensrückblick« eröffnet Lou Andreas-Salomé das unmittelbar an das »Rainer«-Kapitel plus Nachtrag anschließende Kapitel »Das Erlebnis Freud« mit der Mitteilung, »das Miterleben der Außerordentlichkeit und Seltenheit des Seelenschicksals eines Einzelnen – und das Aufwachsen unter einer Volksart von ohne weiteres sich gebender Innerlichkeit« – also Rilke und Russland – beides habe sie »besonders empfänglich gemacht für die Begegnung mit Freuds Tiefenpsychologie«. An diese Aussage knüpft Stéphane Michaud in seinem subtilen französischen Vorwort den Vorschlag noch einer weiteren Lesart des Reisejournals an: Die so persönliche Sprache, in der Lou Andreas-Salomé dann die Lehre Freuds aufgenommen habe, berechtige dazu, das Journal<sup>3</sup> zu lesen wie eine Art Umgang mit den eigenen Träumen, einer Arbeit am Ich – ungefähr so, wie Sigmund Freud sie in seinen Briefen an Wilhelm Fliess beschreibe (Michaud 1992, 12).

## Literatur

Asadowski, K. (Hg) (1986): Rilke und Russland. Briefe, Erinnerungen, Gedichte, aus dem Russischen von U. Hirschberg, Berlin/Weimar u. Frankfurt a.M.

Michaud, S. (1992): En Russie avec Rilke 1900. Journal inédit, Paris

Rilke, R.M. (1905): Das Stunden-Buch, Leipzig

Salber, L. (1990): Lou Andreas-Salomé, Reinbek

---

<sup>3</sup> in den Partien des Umgangs mit der Wolga-Landschaft (Anmerkung der Verfasserin)

Wiesner-Bangard, M./Welsch, U. (2008): Lou Andreas-Salomé. ... wie ich Dich liebe, Rätselleben. Eine Biographie, Stuttgart

Ihr zur Feier:  
Lou Andreas-Salomé (1861-1937)  
Interdisziplinäres Symposium  
aus Anlass ihres 150. Geburtstages

Herausgegeben vom  
Lou Andreas-Salomé Institut, Göttingen



MedienEdition Welsch

## Inhalt

Vorwort	7
<b>Gedenkfeier am 13. Februar 2011</b>	9
Stéphane Michaud: <i>Lou Andreas-Salomé 2011: Vor 100 Jahren begegnete die Dichterin Sigmund Freud</i>	11
<b>Symposium am 24.–25. Juni 2011 in Göttingen</b>	31
Heidi Gidion: <i>Lou Andreas-Salomé und Rainer Maria Rilke – ihre Reise(n) nach Russland</i>	33
Britta Benert: <i>Lou Andreas-Salomé, eine vielsprachige Autorin? Überlegungen zum Novellenband »Im Zwi- schenland« (1902) in Zusammenhang mit dem Para- digma der Interkulturalität</i>	51
Cornelia Pechota: <i>Kunst als Therapie in Lou Andreas- Salomé's Roman »Das Haus«. Die kreative Heilung im Lichte ihrer Narzissmus-Theorie</i>	75
Brigitte Rempp: <i>Die Gegenwart von Lou Andreas- Salomé beim Lesen und Hören von Texten anderer Autoren</i>	99
Claudia Weinzierl: <i>»Die Geburt der Komödie aus dem Geist der Erotik«. Lou Andreas-Salomés apokryphes Evangelium der Moderne. Ein Forschungsbericht</i>	119
Manfred Klemann: <i>»Wo Rauch ist, da ist Feuer«. Die psychoanalytische Praxis der Lou Andreas-Salomé</i>	135
Gisela Brinker-Gabler: <i>Bild und Wort: Lou Andreas- Salomé und Walter Benjamin</i>	153
Hans-Rüdiger Schwab: <i>Lou Andreas-Salomés Nietz- sche – »homo religiosus« im Gewand einer Philosophie der Moderne?</i>	175
Zu den Autoren	193
Siglenliste	197
Zeittafel	201
Personenverzeichnis	207

## Personenverzeichnis

- Abraham, Karl 100, 136, 138, 141, 149  
Adler, Alfred 13, 15  
Altmeyer, Martin 112  
Andreas, Friedrich Carl 19, 34  
Balint, Enid 109  
Balint, Michael 77, 109  
Baudelaire, Charles 28, 164, 165  
Benjamin, Walter 159–161, 163–169, 171, 172  
Bjerre, Poul 11, 136  
Blois, Jules 57  
Bölsche, Wilhelm 167  
Brunner, Constantin 139  
Bruns, Oskar 142  
Bülow, Frieda von 33, 59, 62, 72  
Deutsch, Helene 100  
Dilthey, Wilhelm 154, 156, 159, 172  
Dohm, Hedwig 57  
Ebbinghaus, Hermann 164  
Eitingon, Max 136, 138, 141, 146  
Ferenczi, Sandor 99, 106–109, 137, 141, 150  
Fliess, Wilhelm 15, 22, 49  
Fonagy, Peter 110, 111  
Freud, Anna 16–18, 20, 21, 28, 47, 142, 150  
Freud, Sigmund 11–23, 25–27, 30, 49, 53, 62, 75, 77, 80, 87, 96, 99, 104–106, 135–138, 140, 143, 145–147, 149, 150, 159, 165, 168, 178  
Gillot, Hendrik 19, 40  
Goethe, Johann Wolfgang von 21, 89, 159  
Hofmannsthal, Hugo von 62  
Jung, Carl Gustav 15, 92, 160  
Kant, Immanuel 154, 186  
Key, Ellen 57  
Klein, Melanie 136  
Klingenberg, Helene 24  
Klingenberg, Reinhold (Bubi) 24  
Kohut, Heinz 77, 109, 114  
Kronauer, Brigitte 38  
Leskow, Nikolai 45  
Mann, Thomas 19  
Marcinowski, Johannes 141  
Marholm, Laura 57  
Maupassant, Guy de 63  
Mauthner, Fritz 62, 64, 72  
Moscovici, Marie 21, 101  
Näcke, Paul 77  
Nietzsche, Elisabeth 20  
Nietzsche, Friedrich 14, 18, 21–23, 25, 53, 62, 81, 119, 120, 124, 130, 132, 154, 159,

172, 175, 176, 180–182,  
 184–190  
 Nordau, Max 85  
 Ornstein, Paul 109  
 Pfeiffer, Ernst 19, 28, 123  
 Pineles, Friedrich 19, 82  
 Proust, Marcel 164–166  
 Rank, Otto 15, 76, 77, 92, 136  
 Rée, Paul 14, 19, 23  
 Reik, Theodor 136  
 Rilke, Clara 89  
 Rilke, Rainer Maria 11, 12, 19,  
 22, 24, 27, 30, 33–35, 37, 39,  
 40, 42, 44–49, 53, 54, 57, 61,  
 62, 71, 75, 78, 80–83, 85–87,  
 89, 91–97, 124, 126, 128, 138,  
 140, 162, 163, 195  
 Rodin, Auguste 89  
 Rolland, Romain 77  
 Sachs, Hanns 100, 136  
 Schill, Sofja 35  
 Schiller, Friedrich 21, 23  
 Schönberner, Franz 18  
 Shakespeare, William 21  
 Sloterdijk, Peter 123  
 Swoboda, Hermann 137  
 Tausk, Viktor 137  
 Tolstoi, Leo 37  
 Tolstoi, Nikolai 41  
 Turgenjew, Iwan  
     Sergejewitsch 33  
 Wagner-Jauregg, Julius 137  
 Winnicott, Donald 77, 109,  
 110, 113, 114  
 Wittgenstein, Ludwig 162  
 Zweig, Arnold 19  
 Zweig, Stefan 19

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über  
<http://dnb.d-nb.de>

Weitere Informationen zu Lou Andreas-Salomé finden Sie unter  
<http://www.medienedition.de/lou-andreas-salome>

Originalausgabe.

© 2011 MedienEdition Welsch  
D-83373 Taching am See, Tachenseestr. 2, +49-(0)8681-471 852  
[info@medienedition.de](mailto:info@medienedition.de), [www.medienedition.de](http://www.medienedition.de)  
Alle Rechte vorbehalten.

ISBNs

978-3-937211-27-5 (Buch)

978-3-937211-28-4 (PDF-E-Book)

Cover-Design: Caroline Butz, Dorfen

Cover-Foto: Lou Andreas-Salomé ca. 1904

(Lou-Andreas-Salomé-Archiv, Göttingen)

Satz (XSL-FO): Manfred Krüger, St. Leon-Rot